

## ■ Das Kapital neu lesen

Louis Althusser/Étienne Balibar/Roger Establet/Pierre Macherey/Jacques Rancière, *Das Kapital lesen. Vollständige und ergänzte Ausgabe mit Retraktionen zum Kapital hg. v. Frieder Otto Wolf unter Mitwirkung von Alexis Petrioli übersetzt von Frieder Otto Wolf und Eva Pfaffenberger, Münster (Westfälisches Dampfboot) 2015, 764 S., 49,90 €*

Louis Althusser/Étienne Balibar/Roger Establet/Pierre Macherey/Jacques Rancière, *Reading Capital: The Complete Edition, translated by Ben Brewster and David Fernbach, London (Verso) 2016, 576 S., 30,00 £*

Wir halten mit der deutschen und englischen Neuauflage von *Lire le Capital* ein Zeitdokument in Händen. Doch lohnt es sich gerade für Historikerinnen und Historiker, das Buch als Quelle der Anregung für die eigene Arbeit zu lesen. Auch wenn heute kaum noch von Louis Althusser gesprochen wird, ist dessen Wirkung für die Theoriedebatten der vergangenen Jahrzehnte kaum zu überschätzen. Die unter dem Titel *Lire le Capital* veröffentlichten Texte gehen auf ein Seminar Althussters zurück. Das daraus resultierende Buch hat in den 1960er Jahren Furore gemacht. Es beeinflusste die Diskussionen um einen kritischen Strukturalismus ebenso wie es eine Rückkehr zu Karl Marx forderte, um bestimmten Varianten des Marxismus zu entgegnen. Liest man die Ergebnisse dieses Seminars heute wieder, findet sich darin nicht nur eine Theorie historischer Zeiten, sondern auch ein methodologischer Vorschlag zur Lektüre historischer Quellen auf ihre geschichtlich kontingenten, doch notwendigen Vorbedingungen hin. Damit bietet Althussters Methode der »symptomalen Lektüre« (»lecture symptômale«) ein Antidot gegen einfache kausale Erklärungen: Sie verbietet präsentistische Kurzschlüsse ebenso wie allzu einfache »historizistische« Argumentationen.

Anfang der 1960er Jahre war Althusser *agrégé répétiteur* und Sekretär der geisteswissenschaftlichen Abteilung der École Normale Supérieure (ENS). In dieser Funktion lebte und arbeitete er in der rue d'Ulm (dem Ort dieser Elite-Hochschule) mit den Studierenden gemeinsam unter einem Dach. Diese spezielle Situation erlaubte einen engen intellektuellen Austausch vor allem mit einer Gruppe militanter linker Studenten. So gab Althusser im Studienjahr 1961/62 ein Seminar zum *Jungen Marx*, es folgten Veranstaltungen zu den *Ursprüngen des Strukturalismus* (1962/63) sowie zu *Lacan und Psychoanalyse* (1963/64). Das Studienjahr 1964/65 sollte erneut Marx gewidmet sein, insbesondere seiner Schrift *Das Kapital*. Der innere Kreis der Referenten – neben den späteren Autoren von *Lire le Capital* waren das etwa der Ethnologe Robert Linhart oder der Philosoph Yves Duroux – wurde durch etwa 30 Zuhörer und Zuhörerinnen ergänzt, die mehr oder weniger regelmäßig an den Sitzungen teilnahmen. Althusser und seinen Mitstreitern ging es jedoch nicht um die soziale Wärme gemeinschaftlicher Leseerfahrung, sondern um eine radikale Neuinterpretation von Marx, die Strukturalismus, Marxismus und Psychoanalyse zu einer kritischen Theorie verbinden sollte. Man würde sich eine Geschichte dieser Marx-Lesekreise wünschen, deren Anfänge noch in dessen Lebzeiten fielen und später in Arbeiterbildungsvereinen politisch durchorganisiert wurden! Mitte des 20. Jahrhunderts hatte diese Bewegung auch die Universitäten erreicht, und die Atmosphäre linker Lesekreise bestimmte seitdem die akademische Sozialisation und die Lesegewohnheiten mehrerer Intellektuellengenerationen. In diesem akademischen Milieu politischer Nähe gediehen Vorstellungen von Interdisziplinarität, Gesellschaftsrelevanz oder Gleichberechtigung. Trotz aller Unterschiede zwischen den verschiedenen linken Splittergruppen haben sie die Position und das Selbstverständnis der geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer nachhaltig geprägt.

III

Rechtzeitig zum fünfzigsten Jubiläum der Erstveröffentlichung liegen nun die ausgearbeiteten und revidierten Dokumente von Althusser's Kapital-Seminar in deutscher und in englischer Sprache erstmals vollständig vor. Gute Gründe dafür gibt es genug, auch jenseits einer neuen Welle von Marx-Lektüren. Doch die Aktualität von Marx und Althusser liegt freilich woanders. Um diese zu erkennen, müsste man deren Texte allerdings lesen. Eine Herausforderung, die – wie nicht nur das prominente Beispiel von David Harveys *Reading Marx's Capital* zeigt – ein Gelehrtenleben lang andauern kann.

Vor allem in den USA gilt Althusser – nicht zuletzt als Lehrer von Étienne Balibar und Jacques Rancière – heute als kanonischer Autor der *Critical Theory*. Entsprechend wird eine vollständige englische Neuausgabe von Étienne Balibar eingeleitet. Sie beruht auf der dritten Auflage, in der die einzelnen Beiträge gegenüber der ersten zwar leicht verändert, aber in der ursprünglichen Reihenfolge angeordnet wurden. Althusser's Bekanntheit im deutschsprachigen Raum ist hingegen vergleichsweise gering. Vor allem die bislang existierende deutsche Übersetzung war voll von Missverständnissen und Ungenauigkeiten: Dort wurde etwa Althusser's Opposition gegen den Entfremdungsbegriff des jungen Marx, der seine Rezeption in der Frankfurter Schule dominierte, weitgehend wegübersetzt. Die Argumentation von *Lire le Capital* richtete sich vor allem gegen einige der kanonischen Theoretiker der Frankfurter Schule, György Lukacs, Antonio Gramsci und Karl Korsch. Die sorgfältige Ausgabe im Rahmen der von Frieder Otto Wolf herausgegebenen Althusser-Werkausgabe ersetzt die ältere, auf einer gekürzten Taschenbuchausgabe von 1968 beruhende Übersetzung, in der nur die Beiträge Althusser's und Balibar's enthalten waren. Die Kapitel des Bildungssoziologen Roger Establet, des Literaturwissenschaftlers Pierre Macherey und des Philosophen Jacques Rancière waren aus dieser Fassung herausgenommen worden. Die von Esta-

blet und Macherey verfassten Abschnitte waren für Althusser's Argumentationslinie vergleichsweise nebensächlich: Establet hatte sich darauf beschränkt, den Argumentationsgang des *Kapitals* zu referieren und Macherey hatte den komplexen Begriff und Prozess der Darstellung bei Marx analysiert.

Wirklich grundlegend für die Gesamtargumentation von *Lire le Capital* war hingegen Rancière's Beitrag, der die Unterschiede im Kritikverständnis zwischen den *Manuskripten* der 1840er Jahre und dem *Kapital* sorgfältig und mit analytischem Geschick herauspräpariert hatte. Der Unterschied zwischen frühem und spätem Marx war für Althusser's Ausarbeitung von dessen Wissenschaftsbegriff besonders wichtig, ging es doch darum zu zeigen, wie sich mit der Arbeit am *Kapital* eine spezifische Konzeption von Wissenschaftlichkeit erst ausgebildet habe, was einen Bruch mit den metaphysischen Vorstellungen in den *Manuskripten* bedeuteten würde. Die Publikation des *Kapital*, so Althusser, markiere einen »epistemologischen Bruch« (»coupure épistémologique«) in Marx' Werk. Diese Vorstellung eines fundamentalen Bruchs geht auf die historische Epistemologie Gaston Bachelards zurück. Althusser hatte sie erstmals in *Pour Marx*, das im Frühjahr 1965 in derselben Reihe wie *Lire le Capital* erschienen war, aufgegriffen und in neuem Zusammenhang weiterentwickelt.

Die beiden Bücher begründeten Althusser's Reihe »Théorie« in den Éditions François Maspéro. So wie für Marx und Engels jede marxistische Wissenschaft eine Wissenschaft der Geschichte war, verstand Althusser marxistische Philosophie als »Theorie der theoretischen Praxis«. Das bedeutete auch, dass Theoriearbeit politischer Kampf war. In diesem Geist hatte Maspéro in Reaktion auf den Algerienkrieg gemeinsam mit einigen Genossen 1955 einen linken Buchladen im Quartier Latin gegründet. Daraus ging Ende der fünfziger Jahre jener linksradikale Verlag hervor, in dem Althusser's Schriften neben Dokumenten über die Menschenrechtsver-

letzungen und Kriegsverbrechen während des Algerienkriegs oder Frantz Fanons Theorien kolonialer Unterwerfung veröffentlicht wurden. Diesem intellektuellen Kampf gegen Unterdrückung schlossen sich auch die militanten Studierenden rund um Althusser an. Ebenso wie der Psychiater Fanon hatten sie ein starkes Interesse an der Psychoanalyse Jacques Lacans, den Althusser an die ENS geholt hatte und an dessen Seminaren ab 1963 viele von Althusserns Studierenden teilnahmen.

Zurück zur Argumentation von *Lire le Capital*. Althusserns Annahme, es gebe mit dem *Kapital* einen radikalen Bruch in Marx' Werk, war und ist nicht unumstritten. Vielmehr gibt es metaphysische Elemente im späten Marx genauso wie sich wissenschaftliche Momente in den Frühschriften finden lassen. Insofern ist die Annahme eines Bruchs umso bemerkenswerter. Daran schließt die Frage an, welche Funktion sie in Althusserns Denken erfüllt. Ich möchte kurz ausführen, dass diese *coupure épistémologique* zwei wichtige Konsequenzen hatte, die die Brisanz des Buchs bis heute ausmachen: Erstens skizzierte Althusser in seinen Beiträgen ein Modell heterogener Temporalitäten, mit dem er sich gegen einen von ihm so genannten totalisierenden »Historizismus« wandte; analog dazu bekämpfte er politisch die totalitäre stalinistische Ideologie. Zweitens entwickelte er die »symptomale Lektüre«. Diese Methode folgte Marx' Beobachtung, dass jedes Denkgebäude seine realen Bedingungen ausblende und doch Hinweise auf diese im Text manifesten Kontexte identifizierbar seien. Da Worte und selbst Begriffe überdeterminiert seien, könne die Lektüre dementsprechend nur innerhalb einer – je konkret zu bestimmenden – Problematik erfolgen, ein Prinzip, das über den Umweg von Michel Foucault unter dem Namen »Problematisierung« breite Wirkung entfalten würde. Erst unter diesen Voraussetzungen ließen sich die unbewussten Elemente und impliziten Vorbedingungen eines Texts aufzeigen. Dabei ging es allerdings weniger um ein individu-

elles Unbewusstes, wie in der Psychoanalyse der Zeit noch weit verbreitet, sondern um so etwas wie Foucaults »positives Unbewusstes« der *Ordnung der Dinge*, die ein Jahr später erscheinen würde.

Was hatte dies nun aber mit der Annahme eines epistemologischen Bruchs zu tun? Der Wissenschaftsphilosoph Gaston Bachelard war davon ausgegangen, dass sich die Logik der Wissenschaften grundlegend vom Alltagswissen unterschied. Hatte Bachelard mit epistemologischem Bruch also den Unterschied zwischen Alltag und Wissenschaft gemeint, sollte das Modell eines radikalen Bruchs bei Althusser es erlauben zu zeigen, was die frühen *Manuskripte* vom späteren *Kapital* trennte. Vereinfacht gesprochen sollte der »szientifische« Marx des *Kapital* vor dem »metaphysischen« Marx der Frühschriften gerettet werden. Um dies im Detail durchzuführen, rekonstruierte Althusser die implizite Epistemologie des *Kapital* und dessen Voraussetzungen, die sich indirekt, einem Symptom ähnlich, im Text fänden. Damit waren zwei grundlegende Konsequenzen verbunden: Zum einen beschrieb Althusser eine neue Konzeption von Wissenschaftlichkeit in Marx' Denken und damit die Möglichkeit eines szientifischen Marxismus; zum anderen sind hier jene Überlegungen angelegt, die wenig später in *Philosophie und spontane Philosophie der Wissenschaftler* (1967) ausgeführt wurden, vor allem die Überlegung, dass jede wissenschaftliche Praxis ihre implizite Theorie mit hervorbringt.

Die Unterscheidung zwischen zwei getrennten Ordnungen hatte es möglich gemacht zu zeigen, wie und in welcher Form sie latent aufeinander verwiesen. Hatte Bachelard in seinen »psychoanalytischen« Studien der Naturwissenschaften versucht, deren unbewusste Voraussetzungen auszuweisen, war Althusser daran gelegen, Marx' Denken in einer interpretatorischen Doppelstrategie als Symptomkomplex zu lesen. Anstatt in einfachen ökonomischen Begriffen von Basis und Überbau zu sprechen, ging Althusser von einer Art symbolischen Ökonomie

aus, die institutionelle Form annahm; am bekanntesten wurde dafür sein Begriff der »ideologischen Staatsapparate«. So wurde Marx auf seine impliziten Voraussetzungen hin gelesen, um den Marxismus in seiner Selbstgewissheit zu erschüttern und die fest zementierte stalinistische Einheit von Dialektischem und Historischem Materialismus aufzusprenken. Das Fundament des Marxismus sollte durch die Aufmerksamkeit für die epistemologischen Voraussetzungen von Marx' Denken auseinandergenommen und neu zusammengesetzt werden. Diese Methode der »symptomalen Lektüre« erlaubte es nunmehr, zum einen die vulgärmarxistische Vorstellung eines robusten Basis-Überbau-Modells zu unterlaufen und zum anderen Marx auf die unbewussten Vorbedingungen hin zu lesen, um so, unter der Hand, eine Neuinterpretation marxistischen Denkens als *wissenschaftlich* im emphatischen Sinn vorzuschlagen. Dieser Szientismus privilegierte wiederum eine im weitesten Sinne akademische, oder vielleicht besser: theoretische Spielart des Marxismus, was nicht ohne politische Folgen blieb – nicht zuletzt auch für die Vorstellung politischer Praxis.

Damit kommen wir zur zweiten, für die Geschichtswissenschaft noch interessanteren Konsequenz, die, gerade auch für die Theorieproduktion rund um die britischen Geschichtswerkstätten, besonders wichtig werden sollte. In England, insbesondere im Umfeld der im Entstehen begriffenen *History-Workshop*-Bewegung, wurde die Rezeption von Althusser zur Voraussetzung einer Geschichtsschreibung, für die Marxismus und Strukturalismus kein Gegensatz waren und die sich der Diskursanalyse Foucaults und der Lacanschen Psychoanalyse öffnete. Geschichte war eben mehr als das, was in den Haupt- und Staatsaktionen verhandelt wurde, und das blieb nicht ohne Folgen auf die Geschichte selbst. Die Vorstellung eines radikalen epistemologischen Bruchs lag – nicht nur bildlich gesprochen – quer zu einer linearen und totalisierenden Geschichtsauffassung. Gegen den »Historizismus«

setzte Althusser ein Modell der multiplen Temporalitäten (wobei er etwa den Ideologiebegriff von dieser sonst unerbittlichen Geschichtlichkeit ausnahm). Mit jedem Bruch entstand nicht nur eine eigenständige Ordnung, sondern damit auch ihre eigene Zeitlichkeit. Damit ging jene totalisierende Vorstellung von Geschichte in die Brüche, auf die sich Mitglieder der Historikerzunft in manchen Momenten weiterhin gerne berufen. Mit einer autoritativen Anrufung der Geschichte selbst kann jedes noch so klug vorgebrachte Argument mit einer beiläufigen Geste weggewischt werden. Für die Geschichtswerkstätten, die eine neue Lokalgeschichte betrieben und sich den Mikrostrukturen historischer Prozesse verschrieben hatten, bot das Althusser'sche Modell hingegen eine attraktive Alternative. Doch auch politisch hatte eine solch differenziertere Konzeption historischer Zeit Wirkungen auf das Geschichtsbewusstsein im Zeitalter des »Messianismus ohne Messias« (Jacques Derrida). Hier war ein Revolutionsbegriff angelegt, der nicht notwendigerweise praktisch, sondern durchaus theoretisch zu realisieren war. Damit unterschied Althusser's revolutionäre Theorie sich von der Revolutionserwartung in großen Teilen der Studierendenbewegung.

Was es von Marx schließlich zu lernen gab, war unter anderem, wie ein wissenschaftlicher Gegenstand hergestellt werden konnte. Dabei ging es wesentlich um die Frage der Differenz zwischen Theorie und Praxis. Waren die Gegenstände in Theorie und Praxis identisch oder hatte man es mit zwei unterschiedlichen Objekten zu tun? Mit diesen erkenntnistheoretischen Fragen ging eine politische Haltung einher. Mit der Entscheidung für den Vorrang von Theorie oder Praxis war in den 1960er Jahren auch eine politische Präferenz ausgesprochen. Bekanntlich war die kommunistische Partei in sich zerstritten. War man moskautreuer »Stalinist« oder wollte man, wie wenig später Rancière und viele andere, als »Maoist« der Praxis den Vorzug geben und sich auf

die Seite der chinesischen Kulturrevolution schlagen? Althusser hatte ein beinahe katholisches Verhältnis zur Partei. Es schien ihm unmöglich, sie zu verlassen. So blieb ihm lediglich, sie aus dem Inneren heraus zu verändern, d. h. einen Diskurs zu etablieren, der sich gegen den Parteiapparat und seine offizielle Philosophie wandte. Trotz allem wurde Althusser 1966 »beinahe« aus der PCF ausgeschlossen. Doch er blieb und sollte bleiben. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass man wenige Jahre danach in Westdeutschland aus der DKP ausgeschlossen wurde, wenn man sich auf den Theoretiker Althusser berief und damit die Praxis des proletarischen Klassenkampfes verriet.

Vor allem das elegante Französisch Althusser ist im Deutschen nicht einfach wiederzugeben. So gibt die deutschsprachige Ausgabe an wichtigen Stellen die französischen Formulierungen und ergänzt sie durch historisch-kritische Kommentare. Hilfreich ist auch das Nachwort des Herausgebers, dem ein kurzer Text von Sebastian Neubauer über *Lire le Capital* in Althusser's Nachlass folgt. Zudem sind im Anschluss an den Text die *Retraktionen* (Zusammenfassungen) Althusser's mit abgedruckt. Aufschlussreich sind darüber hinaus die Änderungsnotizen aus Althusser's Handexemplaren, die im Anhang ebenfalls abgedruckt werden; dort finden sich etwa Einfügungen wie »humanistische und« vor »historizistische Lektüre«, woraus, einmal mehr, die Engführung der Kritik an einem linearen Geschichtsbegriff mit Althusser's antihumanistischer Haltung deutlich wird. Es wäre womöglich hilfreich gewesen, hätten die Herausgeber zwei kleine Texte mit aufgenommen, die jedenfalls mir dabei geholfen haben, die verschiedenen Positionen in *Lire le Capital* besser einordnen zu können: Ein häufig übersehener Text von Althusser über »Studentenprobleme« von 1964, in dem er u. a. die Notwendigkeit militanter Theorieausbildung erklärt, und die sogenannte »Bedienungsanleitung« Rancière's, in der dieser seine Bedingungen für eine Neuauflage formulierte. Da man

sich schließlich entschieden hatte, nur noch die Texte von Althusser und Balibar zu publizieren, wurde sie hinfällig. Rancière veröffentlichte 1973 den Text trotzdem unter dem Titel *Mode d'emploi pour une réédition de Lire le Capital* in der zu dieser Zeit überaus öffentlichkeitswirksamen Zeitschrift *Les Temps Modernes*.

Es wäre interessant der Frage nachzugehen, ob es sich (in der ersten deutschen und englischen Ausgabe) bei der Kürzung um die drei Beiträge von Establet, Macherey und Rancière um eine historische Unverfügbarkeit handelte, oder ob wir es dabei mit einer weniger als zufälligen Entscheidung zu tun haben. Rancière jedenfalls hatte den unveränderten Wiederabdruck seines Beitrags abgelehnt. Diese Entscheidung verweist auf einen Riss in der intellektuellen und politischen Landschaft im Frankreich der 1960er und 1970er Jahre. Die Schwierigkeit bei der Lektüre der Dokumente des Seminars – und das schließt die Übersetzungen freilich mit ein – ist, dass die Teilnehmer des Seminars sich nicht die Mühe machten, ihre Begriffssprache aneinander anzupassen. Jeder wollte auf seine Art einen Weg durch Marx' Schriften finden. Aus diesem Grund gibt es inzwischen begriffliche Lektüreschlüssel: Für den englischsprachigen Kontext erstellte Ben Brewster, der Übersetzer von *Pour Marx*, ein Vokabular, auf das Althusser mit einem offenen Brief reagierte. Peter Schöttler hat 1977 etwas Vergleichbares im Rahmen der Übersetzung eines Aufsatzes von Balibar angelegt. Die begrifflichen Ungereimtheiten sind über den Text hinaus bemerkenswert: Sie weisen auf Konfliktlinien in der französischen Linken, die bald schon zu einem Zerwürfnis führen sollten. Am stärksten wirkte die Auseinandersetzung zwischen Althusser und Rancière, dessen erstes Buch ein Frontalangriff auf seinen Lehrer war. Während das umfangreiche und vergleichsweise sperrige *Lire le Capital* nicht gleich übersetzt wurde, publizierte der Merve-Verlag 1975 eine deutsche Fassung von Rancière's Althusser-Kritik im Taschenbuchformat unter dem Titel *Wider*

den akademischen Marxismus. Auch andere Teilnehmer des Seminars machten ihre Positionsverschiebungen öffentlich: so etwa Babilbar in *Über historische Dialektik. Kritische Anmerkungen zu Lire le Capital* (auf Deutsch erschienen im Suhrkamp-Band *Theorien des historischen Materialismus*), oder Macherey Jahrzehnte später in seinem autobiografischen Rückblick *Histoires de dinosaure* von 1999.

Das Schicksal von *Lire le Capital* sollte sich im November 1980 buchstäblich über Nacht ändern, als Althusser seine Partnerin Hélène Rytman alias Legotien tötete. Gegen seinen ausdrücklichen Wunsch wurde Althusser dafür aufgrund »verminderter Zurechnungsfähigkeit« nie vor Gericht gestellt, sondern verbrachte die Jahre bis zu seinem Tod im Oktober 1990 in einer psychiatrischen Anstalt. Diese bis heute unfassbare Tat wurde umgehend politisch instrumentalisiert. So unterblieb der Versuch zu durchdenken, was vorgefallen war. Selbst Althusser's Autobiografie, die vorwiegend um dieses Ereignis kreiste, vermied eine Antwort. Viele distanzierten sich daraufhin, nicht wenige waren froh, endlich einen Beleg dafür zu haben, dass Althusser's Antihumanismus menschenverachtend war.

Trotz der dramatischen Lebensumstände seines Hauptautors blieb *Lire le Capital* ein wichtiges Buch, wenn es auch seitdem seltener zitiert und noch seltener gelesen wurde. Aber mit *Lire le Capital* hatten Diskussionen um ein neues Verständnis des Verhältnisses von Theorie und Praxis ihren Anfang genommen, das Grundlage für einen wissenschaftlichen Marxismus wurde, der sowohl für die Sozialgeschichte als auch eine Kulturgeschichte des Sozialen einflussreich war. Inzwischen gibt es nicht nur bereits wieder aus der Mode gekommene Einführungen zu Althusser, sondern auch eine eigene Zeitschrift, *D  calages: Althusser Studies Journal*. So wichtig die Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte von *Lire le Capital* ist, so unentbehrlich bleibt es, den Text selbst zu lesen. Die im Buch vorgeschlagene Methode

der symptomatischen Lektüre ist ein mögliches Modell für eine Doppelstrategie, in der die Historisierung des Texts vor allem der Wiedergewinnung einer Problemstellung gilt und nicht der intellektuellen Desavouierung, wie sie in der deutschsprachigen Ideengeschichte jüngst üblich geworden ist. Althusser bezeichnete *Lire le Capital* als »die Anfänge einer Lektüre«. Dadurch hat eine Generation Marx wiederentdeckt. Heute gilt es, nicht nur Marx, sondern auch Althusser wieder zu lesen.

MARIO WIMMER (BASEL)

## Die Reichweite des Osmanischen Staats

*Elke Hartmann, Die Reichweite des Staates. Wehrpflicht und moderne Staatlichkeit im Osmanischen Reich 1869–1910 (Krieg in der Geschichte; Bd. 89), Paderborn (Ferdinand Schöningh) 2016, 470 S., 58   *

Die Reichweite des Staats anhand hoheitlicher Institution und ihrer Durchsetzung auf einem bestimmten Territorium zu diskutieren, lässt das Herz von Forschenden zur Geschichte der neuen Nationalstaaten höher schlagen. Ein solches Vorhaben gehört zum klassischen historiografischen Repertoire der westeuropäischen Sozialgeschichte spätestens seit den *nation-building*-Debatten der 1980er Jahren. Gerade die Wehrpflicht spielte dabei immer eine emblematische und schillernde Rolle, wenn es auch relativ lange brauchte, bis sie wirklich als Institution in den Fokus des historiografischen Interesses rückte.

Seit einiger Zeit richten Historikerinnen und Historiker solche Fragen nun auch an die drei großen europäischen Territorialreiche (das russische, Österreich-ungarische und osmanische Reich) und arbeiten heraus, wie hoheitliche Institutionen nicht nur zur Integration einer territorialen Einheit, sondern auch zu einem mal mehr, mal weniger effektiven Management von imperialer Di-

versität beigetragen haben. Der Blick verschiebt sich damit in Richtung Osten, bzw. mehr und mehr auch in Richtung Südosten. Doch oft genug scheidet der historische Diskurs hier an sich selbst und an der impliziten Fortschreibung von Europas Grenzen, die sich vermeintlich in den strukturellen Unterschieden zwischen Osmanischem Reich und europäischen Nationalstaaten erhärten. Häufig verbergen sich hinter der vermuteten Unterschiedlichkeit aber nur fehlende Einblicke in die Sozialgeschichte des Osmanischen Reichs, institutionelle Leerstellen im Bereich der Neueren Geschichte und nicht zuletzt mangelnde Sprachkenntnis und Forschungspraxis zur Geschichte des Osmanischen Reichs. Jede Arbeit, die hier in vergleichender oder transnationaler Perspektive einen solchen Graben zu überwinden versucht, geht einen vielversprechenden Schritt.

So auch Elke Hartmanns Studie zur Wehrpflicht im osmanischen Staat in der Zeit zwischen der späten Reformära des Tanzimat und den Balkankriegen. Dabei formuliert sie theoretisch fundiert und einleuchtend ambitionierte Ziele, die die Arbeit trotz der eindrucksvollen Menge empirischen Materials nicht aus den Augen verliert, sondern immer wieder aufgreift. Es ist die Frage danach, wie das Osmanische Reich im besprochenen Zeitraum institutionell und nicht nur basierend auf hierarchischen Netzwerken das eigene Herrschaftsgebiet durchdrang und »durchherrschte«.

Zu Beginn der Reformperiode des 19. Jahrhunderts, daran lässt die Autorin keinen Zweifel, »beschränkte sich die Reichweite der Istanbuler Zentralregierung auf einen kleinen territorialen Kernbestand der westanatolischen und thrakischen Reichsteile, der überwiegende Teil des Reichsgebiets blieb ihr entzogen«. Die osmanischen Reformer orientierten sich nun am Vorbild eines europäischen modernen Staatswesens, was nur den Weg einer »nachholenden Modernisierung« offenließ. Nachholend wird dabei nicht verstanden, und hierauf legt die Auto-

rin zu Recht großen Wert, als eine rein zeitliche Kategorie, sondern vielmehr als eine Hierarchisierung der Diskurse, durch die die Herausbildung eigener Wege deutlich eingeschränkt wurde. Ein solches Leitmotiv für die Arbeit ist zunächst wenig überraschend, denn die Diskussion zur spätosmanischen Geschichte wird seit langer Zeit vom Modernisierungsparadigma dominiert, wenn dies auch in seiner reinen Diffusionslogik in letzter Zeit häufig in globalhistorischer Perspektive kritisch diskutiert wurde (etwa von Cemil Aydin oder Renée Worringer). Die Autorin kann hier aber durch die systematischen (wenn auch manchmal etwas schematischen) Vergleiche mit dem preussischen und insbesondere mit dem russischen Fall deutliche Akzente setzen, die bereits darauf hindeuten, dass in der Ausweitung auf die imperialen Fälle auch weiterhin ein innovatives Potenzial für die europäische Geschichtsschreibung liegt. Der jeweils vorhandene Forschungsstand ermöglicht es ihr, die Rolle der Wehrpflicht insbesondere in Hinblick auf die Minderheitenpolitik darzustellen, eine Frage, die auch für das Osmanische Reich fruchtbar ist. Sie schreibt den Militärreformen und damit auch den Reformen der Wehrpflicht für das Osmanische Reich eine Schlüsselstellung in der Integration des Territoriums zu, die diese etwa im russischen Zarenreich nicht hatten.

Die Studie gliedert sich in drei große Teile, die den Aufbau des osmanischen Wehrsystems, die Praktiken der Wehrpflicht sowie die institutionalisierten Ausnahmen von dieser Institution analysieren. Zunächst schaut Hartmann auf die Frage des Aufbaus der staatlichen Institution, die sich langsam in die Regionen des osmanischen Reichs ausweiteten. Dies vollzog sich in Etappen, die erstaunlich parallel zu anderen europäischen Ländern lagen. So richtete der osmanische Staat ein erstes, regional geordnetes Milizsystem (*redife*) ein, das als Vorgänger der regulären Wehrpflichtarmee bezeichnet werden kann. Auch die Ökonomien der Wehrpflicht verliefen ähnlich, da die vollständi-

ge Durchsetzung der Wehrpflicht, also des Anspruchs des Staats auf Rekrutierung aller männlicher Jugendlichen, dem Grundsatz einer möglichst *effektiven* Organisation der Armee entgegenstand. Die Instanzen der Armee sprachen sich für eine möglichst lange Wehrpflicht aus, die eine bessere Ausbildung und Spezialisierung ermöglichten. Letztlich entwickelte sich hieraus ein komplexes System, das sowohl auf dem Losverfahren beruhte als auch verschiedene Kategorien der nicht-stehenden Reservearmee kannte. Die Tatsache, dass es den offiziellen Vertretern des Reiches bald nicht mehr möglich war, die potenzielle Truppenstärke im Falle der Mobilmachung vorherzusehen, mag zunächst ein weiterer Beleg der administrativen Unordnung des großen Reiches sein, sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Wehrpflicht in allen Ländern die Verwaltung an den Rand ihrer Leistungs- und Planungsfähigkeit brachte. Zu hoch waren die Datenmengen und zu komplex die Vielzahl von individuell relevanten Informationen, als dass sich hieraus ein verlässliches Bild der zukünftigen Stärke der Armee ablesen ließ. Allerdings schließt die Autorin trotz der zahlreichen Unwägbarkeiten des Systems doch insgesamt auf eine kontinuierliche, wenn auch nicht gleichmäßige Ausweitung des Systems der Wehrpflicht. Insbesondere die nordanatolischen Regionen wurden erstaunlich stark eingebunden, während die Peripherien im Süden (etwa auf der arabischen Halbinsel) nur zögerlich, wenn überhaupt, von der Wehrpflicht erfasst wurden. Hartmanns Quellenanalysen sind hier (wie auch andernorts) teils exzessiv und manchmal etwas erratisch. Mit mehr Unterstützung durch Verlag und Herausgeberschaft wäre es sicher möglich gewesen, das Buchmanuskript hier knapper, konziser und lesbarer zu gestalten, so wie das in anderen Teilen der Arbeit gut gelungen ist.

Während Hartmann im ersten Teil ihrer Untersuchung auf eine bereits gute und fundierte Literaturlage zurückgreifen kann (insbesondere die Studien von Tobias Heinzel-

mann), betritt sie in einem zweiten großen Abschnitt Neuland: Es geht ihr darum, die Modalitäten der Rekrutierung zu rekonstruieren, und zwar nicht allein nach der Gesetzeslage, sondern auch in Hinblick auf ihre von der sozialen Situation der Bevölkerung abhängige Umsetzung. Hieraus entsteht ein äußerst vielfältiges Spektrum der Reaktionen auf die Institution der Wehrpflicht, die man kaum auf einen Nenner bringen kann. Gerade vor dem Hintergrund vieler vereinzelter lokaler Perspektiven zeigt die Autorin, dass weder generelle Widerständigkeit und ein damit einhergehendes deviantes Verhalten, noch ein populärer Militarismus im ausgehenden 19. Jahrhundert (wie dieser auch für viele westeuropäische Nationen noch immer vollkommen verkürzt behauptet wird) die generelle Einstellung der Bevölkerung prägten. Diese Narrative, die sich oft in Kriegs- und Krisenmomenten begründet haben, werden hier für die langen Friedenszeiten hinterfragt und differenziert. Klar wird, dass viele Reaktionen und Handlungsspielräume eng an die Techniken staatlicher Erfassung gekoppelt waren. Die Einführung eines Personalausweises etwa war Teil individueller Registrierung und Identifikation der Bevölkerung. Ob und wie sich dies allerdings auf die Gesamtbevölkerung jenseits der Männer im wehrfähigen Alter ausgewirkt hat, wird hier nicht immer ganz deutlich. An Punkten wie diesen wäre es spannend gewesen, die Konstruktion von Männlichkeiten durch solche obrigkeitlichen Institutionen auch in Hinblick auf die Vorstellung eines typischen ›Untertanen‹ zu untersuchen.

Ausnahmen von der Wehrpflicht sind das Thema des dritten Abschnitts. Dabei bleibt die Autorin erkennbar bei ihrer Perspektive auf die Reichweite des osmanischen Staats und fragt nicht nach individuellen Erfahrungen der Ausmusterung aus körperlichen Gründen (die kaum im Fokus von Hartmanns Arbeit stehen), als vielmehr nach den Grundsätzen, nach denen das imperiale politische System Zugehörigkeit, Ausgrenzung und Privilegierung definierte, sei es im ter-



ritorialen oder im sozialen Sinne. Erst hier wird wirklich klar, wie sich ein solches imperiales System von den nationalen Systemen unterschied, in denen Ausnahmen von einer Institution wie der Wehrpflicht weit weniger formalisiert waren. Im Osmanischen Reich dagegen gab es für viele Regionen, aber auch für Berufs- und Glaubensgruppen pauschale Regelungen der Ausnahme von der Wehrpflicht.

An vielen Stellen der Arbeit wäre es hilfreich gewesen, wenn Hartmann anhand der strukturellen Ähnlichkeiten zwischen den verschiedenen Modellen einigen Spuren in die transnationale Geschichte gefolgt wäre. Die relativ starken Ähnlichkeiten zu vielen westeuropäischen Nationalstaaten in der Abfolge der Einführung der Wehrpflicht, über das Losverfahren bis hin zu Kerninstitutionen wie dem Freiwilligendienst, der dann allerdings in ganz anderen Logiken angewendet wurde, würden es nahelegen, der Frage nachzugehen, welche Netzwerke solche Modelle in die staatlichen Logiken des Osmanischen Reichs einbrachten. Die Rolle ausländischer Militärmissionen und -berater hätte hier vielleicht eine systematischere Aufmerksamkeit erfahren müssen. Insgesamt wären viele Punkte hinsichtlich der Professionalisierung des militärischen, aber auch des statistischen Feldes im Osmanischen Reich deutlicher herauszuarbeiten gewesen, um hierdurch ein genaueres Bild von der Tragweite der Thesen des Buches zu bekommen. Nicht zuletzt erscheint das Bild der »nachholenden Modernisierung« an vielen Punkten differenzierungsbedürftig. Gerade das Beispiel neuer eugenischer Techniken etwa, bei dem die Autorin hervorhebt, dass die Osmanen hier »moderne« Techniken selbstverständlich zur Anwendung brachten, über die in vielen europäischen Ländern nur geredet wurde, legen dies nahe. Wenn dem so ist, dann ist schwierig zu verstehen, wo dabei das nachholende Element liegt. Vielmehr scheinen hier alte kulturelle Regulierungspraktiken der Institution der Ehe in einen neuen institutionellen Rahmen inte-

griert worden zu sein, was das Osmanische Reich in den Augen der Zeitgenossen gerade besonders »modern« gemacht hätte.

Eine systematische Diskussion der angewendeten sozialen Praktiken bei Musterung und Rekrutierung, aber auch der Veränderung von Körperbildern und der sozialen Verortung von medizinischen und hygienischen Praktiken wäre von großem Interesse gewesen, steht aber nicht im Fokus der vorliegenden Arbeit. Es ist auch immer wieder darauf hinzuweisen, dass Quellen- und Literaturlage zur Sozial- und Alltagsgeschichte des Osmanischen Reichs, gerade auch in regionaler und lokaler Perspektive, solche Fokussierung kaum möglich erscheinen lassen. Solche Desiderata können weder die umfassenden empirischen Beiträge dieser Studie noch die konsequent durchgehaltene und erfrischend gut eingebundene Diskussion konzeptioneller und methodisch-theoretischer Fragestellungen in Abrede stellen. Hierdurch deutet sich an, dass es weiter zahlreiche Wege gibt, den Blick der europäischen Geschichtsschreibung über den Bosphorus hinaus nach Südosten auszudehnen.

HEINRICH HARTMANN (BASEL)

II9

## Urbane Tier-Räume

*Thomas E. Hauck/Stefanie Hennecke/André Krebber/Wiebke Reiner/Mieke Roscher (Hg.): Urbane Tier-Räume (Schriften des Fachbereichs Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung der Universität Kassel; Bd. 4), Berlin (Dietrich Reimer Verlag) 2017, 144 S., 57 Abb., 29,90 €*

Sie sind überall. Kaum ein Forschungsfeld hat im letzten Jahrzehnt eine ähnliche Dynamik erlebt wie die *human-animal studies*, die in der Regel interdisziplinär das komplizierte Verhältnis von menschlichen und nicht-menschlichen Tieren beleuchten. Auf vielfältige Weise sind hier Erfahrungen und methodische Anregungen aus den *gender*, *race* und *postcolonial studies* eingeflossen.

Selbst unter Historiker\*innen, die bisweilen mit erheblicher Verspätung auf kulturwissenschaftliche Trends reagieren, wird mittlerweile verstärkt wahrgenommen, welche neuen Möglichkeiten ein intensiverer und/oder perspektivisch veränderter Blick auf ihre Mitgeschöpfe bieten kann. So könnte eine Verlagerung des Blickwinkels etwa das dominierende Verständnis vom Menschen als der Krone der Schöpfung modifizieren oder die Arten potenzieller bzw. tatsächlicher Netzwerke erweitern.

Eines der wichtigsten universitären Zentren für derartige Forschungen ist neben Berlin und Konstanz seit einigen Jahren Kassel, wo Mieke Roscher die erste deutsche Juniorprofessur für »Sozial und Kulturgeschichte unter besonderer Berücksichtigung des Tier-Mensch-Verhältnisses (Human-Animal Studies)« innehat. In diesem Rahmen ist infolge eines Workshops aus dem Jahre 2015 der vorliegende Sammelband erschienen, in dem Beiträge von Historiker\*innen und Stadtplaner\*innen zusammengeführt wurden.

Der optisch äußerst ansprechend gestaltete Band mit zahlreichen Abbildungen, angenehm großer Schrift und einer einladenden Farbgestaltung gliedert sich in drei Sektionen, die jeweils aus zwei Beiträgen und einem Kommentar der Herausgeber\*innen bestehen.

Die Einführung von Mieke Roscher und Stefanie Hennecke versucht, die Themenfelder Tier und Raum zusammenzuführen – auf eine Auseinandersetzung mit der begrifflichen Abgrenzung und Spezifik urbaner Räume wird allerdings verzichtet. Ein solches Anliegen ist angesichts der umfassenden Forschungsliteratur zu den Begrifflichkeiten naturgemäß nicht ganz einfach und muss daher teilweise an der Oberfläche bleiben. Das gilt insbesondere für die Erläuterungen zum Wandel von Raumkonzepten. Hier wird lediglich auf den *spatial turn* der 1980er Jahre verwiesen, der diesen zu einer »Grundkonstante kulturwissenschaftlicher und kulturhistorischer Forschung« gemacht

habe. Raum war aber immer ein zentrales Element historischer (und geografischer) Argumentation und spätestens seit dem 19. Jahrhundert sogar dominant. Zwar trifft es zu, dass die Geografen in der Tradition Edward Sojas eine andere Form von Raumverständnis entwickelt haben. »Raumbblindheit« war aber als Konsequenz aus den Erfahrungen des Nationalsozialismus allerhöchstens ein Phänomen der westdeutschen Nachkriegswissenschaft. Vielleicht wäre es sinnvoller gewesen, die soziale Konstruiertheit von Raum stärker zu thematisieren und auf die Unterscheidung zwischen *space* und *place* nicht nur im Kontext der bahnbrechenden Publikation zu Tierräumen von Chris Philo und Chris Wilbert aus dem Jahre 2000 hinzuweisen. Erfreulich ist hingegen, dass die Herausgeber\*innen neuere philosophische Ansätze zur Aufhebung der Natur-Kultur-Dichotomie hervorheben.

In einem weiteren einführenden Beitrag untersucht Clemens Wischermann, der Doyen der deutschen *human-animal studies*, die räumlichen Grenzverschiebungen des Tier-Mensch-Verhältnisses in Städten seit dem 19. Jahrhundert. Ganz im Sinne der aktuellen kulturwissenschaftlichen Liminalitätsforschung unterstreicht er die fließenden Übergänge zwischen den Lebensräumen, so dass Kategorien wie »wild« und »gezähmt« ihre frühere angenommene Widersprüchlichkeit immer stärker verlieren. Er weist freilich auch auf die Problematik der Gestaltung und Planbarkeit tierlicher Räume durch den Menschen hin, der sich nur selten von seinen eigenen Vorstellungen lösen könne.

Thema der ersten Sektion sind die sogenannten transkulturellen Räume, also Zonen der Überlappung von »Natur« und »Kultur«. Siegfried Becker skizziert die Geschichte der großstädtischen Nutztierhaltung insbesondere in ihrer organisierten Form und bezieht hierbei auch veterinärmedizinische Aspekte mit ein. In Bezug auf das Interesse an der Tierhaltung wird eine gewisse Bedeutungsverschiebung weg von den klassischen Kleintierzuchtvereinen hin

zu urbanen Erlebnisräumen sichtbar. Die Vermischung von Natur und Kultur macht das darauffolgende Interview mit dem ehemaligen Berliner Wildtierreferenten Derk Ehlert deutlich. Die Zunahme der Anwesenheit von sogenannten Wildtieren im städtischen Raum ist in den letzten Jahren medial aufbereitet worden. Daraus resultierten neue Fragen nach dem Dialog mit den Bürger\*innen sowie dem Ausbau von Schutz- und Kontrollregimen. Interessant dabei ist der damit verbundene Perspektivwechsel des Autors, der in der Feststellung gipfelt, dass letztlich nicht die Wildschweine, Füchse oder Waschbären gesteuert werden, sondern die sie beobachtenden Menschen. Deutlich wird zudem, wie der spezifische Charakter der jeweiligen Situation in den Vordergrund gestellt werden muss.

Dies leitet zur zentralen Frage der zweiten, mit »Kontakträume« betitelten Sektion über, bei der unterschiedliche Auffassungen in Bezug auf Planungsstrategien deutlich werden. Aus der Perspektive des Rezensenten, der sich unter anderem mit der Geschichte von Planungsfantasien des Staatssozialismus beschäftigt hat, muss der erste Beitrag über das sogenannten *animal-aided design* entweder beunruhigend oder unfreiwillig komisch wirken. Dies gilt nicht für die geschichtliche Herleitung, bei der zu Recht auf die Problematik von Biotopverbundplanung und die neuen Formen spontaner Stadtnatur am Berliner Beispiel hingewiesen wird. Als Konsequenz hieraus schlagen Thomas E. Hauck und Wolfgang W. Weisser freilich vor, »das Vorkommen von Tieren in urbanen Freiräumen explizit zu planen und in deren Gestaltung einfließen zu lassen«. Abgesehen davon, dass hier die Ausläufer stadtplanerischen Machbarkeitswahns des 20. Jahrhunderts deutlich sichtbar werden, ist eine solche anthropozentrische Denkweise meilenweit von allen Ansätzen der *human-animal studies* entfernt, die sich zum Ziel gesetzt haben, den akteurspezifischen und anti-subalternen Ansatz des Verhältnisses zwischen Tieren und Menschen

zu stärken. Wenn davon die Rede ist, »die Wahrscheinlichkeit für das Vorkommen der Zielarten maßgeblich zu steigern«, so erinnert das stark an das Ingenieurdenken der Hochmoderne. Vielleicht handelt es sich bei alledem aber auch um ein provozierendes Kunstprojekt?

Dagegen sind die in derselben Sektion abgedruckten Überlegungen Anna-Katharina Wöbjes zur Schaffung gemeinsamer mensch-tierlicher Allmenden, also Begegnungsstätten im Stadtraum, tatsächlich innovativ. Ihre Beispiele zeigen, dass menschliche Verblüffung und Neugier über plötzlich in »ihrem« Raum in Erscheinung tretende Tiere progressiv genutzt werden können, um neue Formen des Zusammenlebens auszutesten. Diese Begegnungen lassen sich eben nicht planen, sondern müssen jedes Mal neu verhandelt werden. Der Blick ist also, wie wir es von den theoretischen Überlegungen zum Posthumanismus kennen, auf temporäre Interaktionsprozesse gerichtet, sei es bei den Seehunden in der Weser oder den Fischen in der Lahn. Dass diese Aushandlungen aber spontan und selbstregulierend sind, zeigt das Beispiel der Fischtreppe, die zwar als Aufstiegshilfen dienen, zugleich aber das Nahrungsangebot von Vögeln als Nebeneffekt verbreitern. Ob es sich bei diesen Begegnungsstätten tatsächlich um Orte der Demokratisierung handelt und man die Allmende als geopolitischen Begriff verstehen muss, wie es die Herausgeber\*innen in ihrem Kommentar formulieren, darf doch mit Fug und Recht bezweifelt werden. Eine Nahrungskette ist nie demokratisch.

Die dritte und letzte Sektion widmet sich den Zoos, also jenen Räumen, die schon sehr früh in den Blick der *human-animal studies* geraten sind. Mehr als Ansätze können die Beiträge allerdings nicht liefern. Zwar erscheint der vergleichende Blick, den Wiebke Reinert und Mieke Roscher in ihrem Aufsatz auf die Zoos von Hamburg und Berlin vor 1945 als Heterotopien werfen, höchst interessant, weil sie planerische Gestaltung einerseits und Wahrnehmung des

Publikums andererseits untersuchen. Auf den wenigen ihnen zur Verfügung stehenden Seiten bleibt das Ganze aber quellenmäßig zu fragmentarisch, um inhaltlich überzeugen zu können. Ariane Röntz wiederum trägt in ihrer landschaftsarchitektonischen Betrachtung von Zoobauten zu manchem Aha-Erlebnis im wahrsten Sinne des Wortes bei. Die divergierenden Raumperspektiven zwischen gestalterischer Inszenierung einerseits und pragmatischer Anwendung für Alltagszwecke andererseits macht sie sehr schön sichtbar. Erfreulicherweise konstatiert sie zudem die Einschränkung aller Planung, da es letztlich die Tiere selbst seien, die durch ihre Hierarchien und ihr territoriales Verhalten temporäre Grenzen ziehen, die den Menschen wiederum meist verborgen blieben.

Der Kommentar der Herausgeber\*innen zu dieser Sektion, der den Band abschließt, ist an vielen Stellen sehr überzeugend, zumal der Aspekt der biopolitischen Kontrolle hier erstmals in den Blick gerät. Die neuen Zoos mit ihren vermeintlich authentischen tierischen Lebenswelten bedeuten eben keine Aufgabe der Verfügung über die Tiere, sondern lediglich deren verfeinerte Überwachung und Beherrschung. Es handelt sich also eigentlich, so der Kommentar, um eine »Verschleierung eines Ausbeutungsverhältnisses«. Dies ist ein mehr als angemessener Schluss, der gleichzeitig eine subtile Kritik der Kulturwissenschaftler\*innen an Planungsfantasien darstellt.

Alles in allem ist ein anregender Band entstanden, der zugleich Wahrnehmungs- und Bewertungsunterschiede zwischen verschiedenen wissenschaftlichen Feldern sichtbar macht, in denen sich die alten Fronten zwischen Geistes- und Naturwissenschaften in leicht abgewandelter Form widerspiegeln. Auch wenn es vielleicht wichtig war, dass beide miteinander diskutiert haben, so scheint doch der Weg der Raumplaner\*innen zu einem neuen Mensch-Tier-Verständnis weiter zu sein als der der Kulturwissenschaftler\*innen.

MARKUS KRZOSKA (SIEGEN)

## »Berufsverbrecher« als Häftlinge im KZ

Dagmar Lieske, *Unbequeme Opfer? »Berufsverbrecher« als Häftlinge im KZ Sachsenhausen (Forschungsbeiträge und Materialien der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten; Bd. 16), Berlin (Metropol Verlag) 2016, 422 S., Abb., 24,00 €*

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Konstruktion, Erfassung und Verfolgung sozialer Außenseiter im NS-Staat ist nun schon einige Jahrzehnte alt. Ausgehend von erinnerungspolitischen Projekten oder Pionierarbeiten wie Detlev Peukerts *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde* hat sich inzwischen eine ausdifferenzierte Forschung entwickelt, die nicht nur einen kleinen Teilaspekt der nationalsozialistischen Herrschaft behandelt, sondern wesentlich ist für das Verständnis der NS-Gesellschafts- und Rassenpolitik und die Herstellung der »Volksgemeinschaft« im Zusammenspiel von Inklusion und Exklusion. Auch die Ausgrenzung von Straftätern unter dem Label »Berufsverbrecher« hat in diesem Zusammenhang breitere Aufmerksamkeit gefunden, speziell durch die seit den 1990er Jahren intensivierten Untersuchungen zur Geschichte der Kriminalpolizei. In deren Zentrum stand der kriminalpolitische Terror gegen gesellschaftliche Randgruppen und die massenhafte Deportation von Rückfalltätern. Die Situation der Betroffenen in den Konzentrationslagern wurde aber allenfalls am Rande thematisiert. Diesem Mangel will Dagmar Lieskes Studie nun abhelfen. Dabei kann sie an Initiativen verschiedener KZ-Gedenkstätten anknüpfen, die in den letzten Jahren verstärkt bemüht waren, Erfahrungen und Verhaltensmuster der mit dem »grünen Winkel« gezeichneten Häftlingsgruppe zu dokumentieren.

Trotz etlicher Vorarbeiten ist das Vorhaben der Autorin kein einfaches. Abgesehen von der ohnehin disparaten Überlieferung hat sie es mit einem themen- und grup-

penspezifischen Quellenproblem zu tun, das sich nicht zuletzt auf ein Fortdauern diskriminierender Muster nach 1945 zurückführen lässt. Von Entschädigungsleistungen ausgeschlossen, haben die früheren »Berufsverbrecher« nur wenige Spuren in den Akten der Wiedergutmachungsbürokratie oder den Debatten über die NS-Vergangenheit hinterlassen. Hinzu kommt, dass sie auch in den Zeitzeugenbefragungen der *Oral-History*-Bewegung kaum berücksichtigt wurden. Dass die einst mit dem »grünen Winkel« gekennzeichneten Männer (und wenigen Frauen) lange außerhalb der deutschen Erinnerungskultur standen, beruht auf zwei Formen der Stigmatisierung. Zum einen wurde die Verfolgung der »Kriminellen« im NS-Staat nicht nur in Polizei und Justiz, sondern von weiten Teilen der Nachkriegsgesellschaft als legitim betrachtet – und eben nicht als NS-Unrecht. Zum anderen galten die »Grünwinkligen« aufgrund ihrer problematischen Rolle in der Häftlingsverwaltung oft pauschal als Handlanger der Konzentrationslager-SS – und eben nicht als Verfolgte, die man emphatisch als Opfer anerkennen konnte. Diese Wahrnehmung hat sich, wie Lieske einleitend kritisch anmerkt, noch bis in jüngere Forschungen zur Lagergeschichte erhalten. Dagegen setzt ihre Arbeit auf eine zentrale Tugend historischer Aufklärung: Differenzierung. Der Autorin geht es darum, zum einen die gegen »Berufsverbrecher« gerichtete NS-Politik und die soziale Situation der Verfolgten im Lagerkosmos zu beschreiben, zum anderen die eingepprägten Bilder und bequemen Stereotypen zu dekonstruieren, die sich um diese Häftlingsgruppe entwickelt haben.

Als Fallbeispiel dient der Autorin das Lager Sachsenhausen, das aufgrund der Dauer seines Bestehens, seiner Größe und vielschichtigen Häftlingsgesellschaft für die Studie besonders geeignet erschien und nach Ermittlungen Lieskes über 9.000 »Berufsverbrecher« und aus dem Strafvollzug eingelieferte »Sicherungsverwahrte« unter seinen Häftlingen hatte. Als Quellengrund-

lage nutzt sie neben Dokumenten zur Lagergeschichte und der Häftlingsdatenbank der Gedenkstätte Unterlagen von Justiz und Polizei sowie bundesrepublikanische Strafverfahren zum Sachsenhausen-Komplex. Die in diesen Verfahren erhaltenen Zeugnisaussagen von Häftlingen ermöglichen, reflektiert gelesen, die Perspektive inhaftierter »Berufsverbrecher« zu rekonstruieren und den Mangel an Selbstzeugnissen partiell zu kompensieren.

Nach einer fundierten und umsichtigen Einleitung zu Forschungslage und methodischen Ansätzen folgen zwei zusammenfassende Kapitel zu Kriminalitätswahrnehmung und Verbrechensbekämpfung in Weimarer Republik und NS-Zeit. Lieske betont dabei die Bedeutung, die die Verfolgung von Rückfallstraftätern von Beginn an für das NS-Regime hatte; sie schildert die fortlaufende Radikalisierung der Maßnahmen wie die dahinterstehenden sicherheitspolitischen, ökonomischen, bevölkerungs- und rassenpolitischen Zielsetzungen und weist auf die Vielzahl der Gruppen hin, die so in den Sog der NS-Verbrechensbekämpfung gerieten.

Das Kernstück der Studie bilden die beiden Kapitel zur Häftlingsgesellschaft des KZ Sachsenhausen. In ihrer allgemeinen Analysen und Fallbeispiele verknüpfenden Darstellung führt Lieske zunächst in das komplexe Geflecht aus Kategorisierungen, Funktionen und Hierarchien ein, in dem sich die »Berufsverbrecher« bewegten. Sie schildert Aktivitäten, in denen sich die Häftlinge dem terroristischen Normensystem des Lagers zu entziehen versuchten (in kulturellen Betätigungen, Alkoholkonsum, sexuellen Kontakten, Glücksspiel, Sprechen und Sprache) und beschreibt den Umgang der »kriminellen« Häftlinge mit Gewalt als alltäglicher Ressource und Modus der Vergesellschaftung im KZ. Lieske rekonstruiert die in Sachsenhausen praktizierten Vernichtungsaktionen gegen »Berufsverbrecher« ebenso wie Versuche, dem Lagerkosmos zu entkommen, sei es durch die meist aus-

sichtslose Flucht, sei es durch den Einsatz für die NS-Kriegführung im Rahmen der SS-Division Dirlewanger.

Ohne ein naives Bild von »Agency« oder »Selbstbestimmung« zu reproduzieren, zeigt die Autorin dabei die Handlungsräume der »Grünwinkligen« auf – und ein Verhaltensspektrum, das nicht nur von der jeweiligen Position im Lager abhing, sondern von den spezifischen Erfahrungen mit Lagerpersonal und Mithäftlingen sowie der sozialen Prägung vor der Inhaftierung. Denn hinter der Kategorie »Berufsverbrecher« standen sehr unterschiedliche Biografien und kriminelle Karrieren, von Gewalt- und Sexualstraftätern bis zu Kleinkriminellen und Randständigen. Lieske beschreibt Fälle, in denen die von der Lager-SS gezogenen, auch nach 1945 immer wieder betonten Grenzen zwischen den Häftlingsgruppen überschritten wurden und schildert Verhaltensweisen, die gemeinhin kaum mit der Gruppe der »Kriminellen« assoziiert werden: »spontane Hilfeleistungen«, »Freundschaft und Kameradschaft«.

Zugleich unterschlägt sie jedoch nicht, welche Rolle Träger des »grünen Winkels« als Exekutoren des Lagerterrors bei der Ausbeutung, Misshandlung oder Ermordung von Mithäftlingen spielten. Ihre Untersuchung kommt dabei jedoch immer wieder zurück auf die sozialen und moralischen Dilemmata, unter denen die Insassen eines Konzentrationslagers unweigerlich handelten. Zudem betont sie, dass auch die »grünen« Kapos, Vorarbeiter oder die unter den »Berufsverbrechern« rekrutierten Spitzel stets unter den Bedingungen der Lager-SS handelten, die ebenso willkürlich wie zielgerichtet Macht zuteilte und entzog und die zwischen den Häftlingsgruppen bestehenden Konflikte für die Perfektionierung des Terrors nutzte. Lieske gelingt somit nicht nur eine sorgfältige Relektüre der Lagergeschichtsschreibung mit Blick auf die »Berufsverbrecher«, sondern eine gelungene Verknüpfung von Forschung und erinnerungspolitischen Statement. In der Kom-

plexität der Darstellung ist die Anerkennung der »Berufsverbrecher« als Opfergruppe angelegt.

Der Schluss der Studie kehrt zu ihrem Anfang zurück. In einem Kapitel zum Umgang mit »Berufsverbrechern« nach 1945 skizziert Lieske, wie Artikulationsversuche der früheren Häftlinge unterbunden oder aus dem öffentlichen Diskurs ausgeschlossen wurden. Einer angemessenen Auseinandersetzung standen Kontinuitäten gesellschaftlicher Ausgrenzung, die Exkulpationsbemühungen der an der NS-Verfolgung beteiligten Institutionen und die vor dem Hintergrund westdeutscher Vergangenheitspolitik sich entwickelnde »Opferkonkurrenz« entgegen. Anhand verschiedener gesellschaftlicher Arenen (Entschädigungsverfahren, Strafverfahren wegen NS-Verbrechen, Erinnerungsliteratur) führt die Autorin vor Augen, wie »der Berufsverbrecher« nach 1945 wahrgenommen, als Typus konstruiert und verdichtet wurde, bis jenes Bild entstand, das noch bis vor wenigen Jahren geläufig war: das eines »Schergen« der »Nazis«. Die Autorin schreibt in ihrem Schlusswort zutreffend, ihr Buch behandle eine »Facette« der NS-Verfolgung. In ihr sind aber zentrale Aspekte des NS-Regimes und seiner Nachgeschichte zu sehen.

THOMAS ROTH (KÖLN/HENNEF)

## Parteidisziplin und Eigenwilligkeit

*Philipp Neumann-Thein: Parteidisziplin und Eigenwilligkeit. Das Internationale Komitee Buchenwald-Dora und Kommandos, Göttingen (Wallstein) 2014, 629 S., 61 Abb., 39,90 €*

Die deutschen »Lagergemeinschaften« und Lager-Komitees wurden kurz nach der Befreiung 1945 und bis in die 1960er Jahre in DDR oder BRD, meist von kommunistischen Überlebenden der nationalsozialistischen Gefängnisse und Konzentrationslager gegründet. Als politische Linke der Arbeiter-

Innenbewegung und Überlebende des Nationalsozialismus waren die ProtagonistInnen von einer doppelten biografischen Erfahrung geprägt. Ihre politischen Verbände waren mit einem Eigeninteresse der Überlebenden ausgestattet, das sie trotz ihrer unzweifelhaften Loyalität gegenüber den sozialistischen Ideen und ihrer realstaatlichen Umsetzung in Konflikt mit den offiziellen Parteilinien bringen konnte. Dies gilt insbesondere für die Komitees und »Lagerarbeitsgemeinschaften« in der DDR, aber auch generell für die Eigenständigkeit des Nachlebens der Lager innerhalb der politischen Diskurse und Staatsdoktrinen ab den 1950er Jahren. Entsprechend ist nicht nur die Lebensgeschichte der überlebenden Kommunistinnen Ravensbrücks von ihrer Eigenbewegung gekennzeichnet, sondern spricht die aktuelle Forschung auch vom »Eigensinn« des Symbols Auschwitz und von der »Eigendynamik« der dortigen Gedenkstätte (Imke Hansen: »Nie wieder Auschwitz«), sowie vom Spannungsfeld zwischen »Parteidisziplin und Eigenwilligkeit«, in dem sich das Internationale Komitee Buchenwald-Dora und Kommandos (IKBD) bewegte.

Das Begriffspaar »Parteidisziplin und Eigenwilligkeit« ist also zur Geschichte des Buchenwalder Komitees passend gewählt. Neumann-Thein zeichnet in überzeugend periodisierten Kapiteln zunächst die Geschichte des Komitees von seinen »Grundlagen« im Konzentrationslager Buchenwald – dem »Dilemma des Widerstands« der dortigen kommunistischen Funktionshäftlinge – und der ersten »Gedächtnisbildung« in den Jahren unmittelbar nach 1945 über die erste Gründung im April 1952 als Internationales Buchenwald-Komitee (IBK) in Weimar nach. Es folgt die nach einer Phase der »Blockade« durch die SED beginnende außenpolitisch begründete Indienstnahme ab Mitte der 1960er Jahre und die Konstituierung als IKBD im August 1964 und die verstärkte Aktivität und öffentliche Wahrnehmung in den 1970er Jahren. Die abschließenden Abschnitte widmen sich den Phasen vor und nach der Zäsur des Jahres 1989, in denen

der Autor eine personelle und diskursive »Öffnung« des Komitees ausmacht. Im Zentrum der Untersuchung steht das Verhältnis zwischen den »konträren Lagererfahrungen« der Buchenwalder Überlebenden und dem direkt ab dem April 1945 entstehenden »Widerstandsnarrativ« des Komitees als einer »transnationalen Organisation«.

Durch Neumann-Theins Darstellung zieht sich in Verbindung mit der Verbandsgeschichte eine Genealogie der kommunistischen Lagererinnerung, dominiert vom Narrativ der »Selbstbefreiung« des Lagers im April 1945. Dieses Narrativ wie sein historisches Bezugsereignis beschreibt Neumann-Thein detailliert und seziert damit die Entstehung einer heroisierenden »Selbststilisierung«, die in der (Funktions-)Häftlingererfahrung des Konzentrationslagers gründete, aber gleichzeitig in Bezug auf aktuelle politische Entwicklungen verändert wurde. In diesem Sinne wird das IKBD als »dezidiert politisches Erinnerungsaktiv« konzeptualisiert und auf seine immanenten Beweggründe, seine »innere Logik« Bezug genommen.

Hervorzuheben ist zudem die Einbindung der Verbandsgeschichte in Makro- und Mikro-Perspektiven: Präzise Einbettungen in den historischen Kontext ergänzen sich mit ausführlichen Diskursbeispielen, die den historischen Text des IKBD selbst zu Wort kommen lassen. Auch die 55 (!) Kurzbiografien im Anhang sind eine erfreuliche Zugabe.

Die Erinnerungspraxis des IKBD zeigt Neumann-Thein anhand des Wirkens des Verbands und seiner Funktionäre, wie der (Vize-)Präsidenten Marcel Paul (1952–1982), Walter Bartel (1964–1992) und Pierre Durand (1983–2001). Unter ihnen kann insbesondere Bartel als eigenwilliger Erinnerungsakteur gelten, dessen Aktivität sich vor allem in der (relativ) eigenständigen »Erforschung, Redaktion und Publikation der Buchenwald-Geschichte« entfaltete. Dieser Umstand findet im Falle Ravensbrücks in der Person Erika Buchmanns seine Entsprechung. Die Festschreibung der »eigenen« Geschichte war eine von zwei

zentralen Formen der titelgebenden Eigenwilligkeit: Sie bedeutete für das Komitee im Widerstreit mit dem »Hegemonialanspruch der SED-Führung auf Buchenwald« die Möglichkeit einer »Vereinheitlichung« der eigenen Erzählung über Lager, Widerstand und Befreiung. Die zweite Form der Eigenwilligkeit manifestierte sich – auch hier sind Parallelen zum »Ravensbrück-Komitee« gegeben – aufgrund der »transnationalen Vernetzung« des Komitees, das viele Kontakte in ost- und westeuropäische Länder pflegte und damit den Führungs- und Kontrollanspruch der SED in Frage stellte.

Für die Zeit ab Mitte der 1980er Jahre erkennt Neumann-Thein einen Stil- und Politikwechsel des IKBD, der sich auch an der Übergabe der Präsidentschaft von Walter Bartel an Pierre Durand im Jahr 1983 festmacht (vom »Arbeiterfunktionär zum Parteiintellektuellen«), und mit dem nun eine pluralistischere Agenda verfolgt wurde. Auch andere Opfergruppen wie Juden und Sinti und Roma wurden nun in das eigene Buchenwald-Narrativ einbezogen, in die Erzählung über, so Pierre Durand 1983, »die Bedeutung der Geschichte, die wir verkörpern ...«. Die 1990er Jahre, die von den Auseinandersetzungen um »Rote Kapos« und die sowjetischen Speziallager geprägt waren, sieht Neumann-Thein von einer »Redynamisierung der Buchenwald-Erinnerung« und einem darin enthaltenen »Hegemonieverlust« des IKBD gekennzeichnet, der sich schließlich im folgenden Jahrzehnt im »Amalgam« der Erinnerungspolitik der Berliner Republik verfestigt habe.

Die überzeugende Organisationsgeschichte der Untersuchung führt allerdings dazu, dass andere Dimensionen der Geschichte dieses kommunistischen Überlebendenverbands unterbeleuchtet bleiben. So stellt sich die Frage, wieviel einer Verbandsgeschichte entgehen muss, die ihre Protagonisten hauptsächlich auf der Ebene ihrer Funktionärstätigkeit unter die Lupe nimmt, von deren Konstitution und Selbstverständnis als vielschichtige Subjekte, als

Individuen mit auch persönlicher Erfahrung, »privaten« Antrieben und Begrenzungen aber meist absieht. Hier und da wären anderweitige (politische) Ansichten wohl von größerem Interesse, als die Beantwortung der Frage, wer die Tagesordnung einer bestimmten Sitzung entwarf. Diese Perspektive der »Halbdistanz« (Katharina Stengel in ihrer Rezension in *Einsicht*, 14/2014) entspricht der geschlechtergeschichtlichen Form von Neumann-Theins Studie: Die Darstellung der Geschichte von Männern als Personen der Öffentlichkeit ist hier (in Spiegelung der klassischen Rollenverteilung) weitgehend unter Ausschluss der »privaten« Dimension ihres Lebens geschrieben. Vor diesem Hintergrund nimmt es nicht Wunder, dass die erwähnte »Eigenwilligkeit« bei Protagonisten wie Walter Bartel vor allem in ihrer Eigenschaft als einflussreichen Verbandsfunktionären verortet wird, nicht als darüber hinaus reichenden historischen Subjekten: ihren Prägungen und Entscheidungen, Kontinuitäten und Brüchen auch außerhalb des Topos »Buchenwald« und des Typus »Parteikader«. So tritt den LeserInnen auf dieser Ebene eine doch hermetische Darstellung entgegen, die von Einblicken in die Lebensgeschichten bereichert worden wäre, die die Funktionärsbiografien beeinflussten – Ausblicken auf Orte von Vakanzen und Brüchen, als Anknüpfungspunkte, die anschließendes Weiterdenken begünstigen.

Neumann-Theins Geschichte des IKBD liest sich wie der Vordergrund des »prominenten« Buchenwald-Komitees, in dessen Schatten sich, weitaus weniger beachtet, zum Beispiel diejenige des Frauenverbands der Ravensbrücker Lagergemeinschaft abgespielt hat. Dies sei auch als Dank gesagt für eine präzise Studie, an der sich nun zu orientieren ist und die deutlich macht, dass weitere (vergleichende) Forschung in diesem Feld der »Erfahrungs- und Erinnerungskollektive«, deren Lebensgeschichten von der Weimarer in die Berliner Republik reichten, sicherlich vielversprechend ist.

HENNING FISCHER (BERLIN)



## Stammheim

Sabine Bergstermann, *Stammheim. Eine moderne Haftanstalt als Ort der Auseinandersetzung zwischen Staat und RAF (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte; Bd. 112), Berlin/Boston (De Gruyter Oldenbourg) 2016, 338 S., 39,95 €*

Die Justizvollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim ist noch immer von zahlreichen Mythen umgeben, obwohl seit dem »Deutschen Herbst« 1977 mittlerweile 40 Jahre vergangen sind. Diese Tatsache hat erst im Herbst 2017 ein vom SWR produzierter »Tatort« (*Der rote Schatten*) in Erinnerung gerufen, indem er zur besten Sendezeit diverse (Verschwörungs-)Theorien zur »Todesnacht von Stammheim« präsentierte. Umso notwendiger scheint es, dass sich die Geschichtswissenschaft diesen Mythen zuwendet, um sie einordnen und dekonstruieren zu können. Sabine Bergstermanns Buch ist ein unverzichtbarer Beitrag zu dieser geschichtswissenschaftlichen Aufgabe.

Die Autorin geht darin der Frage nach, »warum und wie« die Auseinandersetzung zwischen Bundesrepublik und RAF gerade in Stammheim »verortet« wurde. Den Gefängnisbau sieht Bergstermann als einen Ort, der in mehrfacher Hinsicht zum »politischen Symbol« geworden sei. Während er für weite Teile der Linken zum Synonym für »Vernichtungshaft« und Repression wurde, hätten Konservative dort vor allem Nachgiebigkeit und Schwäche des Staats im Umgang mit dem Terrorismus gesehen. Bergstermann bezeichnet Stammheim als Ort, an dem Staatlichkeit »neu verhandelt« worden sei, die durch den Linksterrorismus vor ihre bis dato größte Herausforderung gestellt wurde. Dieser Herausforderung sei der Staat jedoch nicht gewachsen gewesen.

Vor diesem Hintergrund markieren die dramatischen Ereignisse von 1977 den Endpunkt ihres Untersuchungszeitraums, der mit dem Bau der Haftanstalt Anfang der 1960er Jahre beginnt. Methodisch stützt

sich die Autorin auf ein soziologisches Raumkonzept, das den Ort Stammheim als Produkt von geografischer Lage, gesellschaftlichen Zuschreibungen und Aushandlungsprozessen sowie damit verbundenen Emotionen begreifen möchte, wobei »Emotionen« von der Autorin mit (ver)öffentlich(t)en Reaktionen über Stammheim gleichgesetzt werden. Dies scheint einerseits pragmatisch sinnvoll. Andererseits wirft es die Frage auf, welche neue historische Perspektive das Konzept gegenüber anderen Zugängen wirklich eröffnet.

Den Rahmen der insgesamt neun Kapitel umfassenden Studie bilden ein Kapitel über »Strafrechtsreform und innere Sicherheit« zu Beginn und ein diskursanalytisches Kapitel »über Stammheim« am Schluss. Im Mittelpunkt stehen die Vorgänge in der Anstalt bzw. dem Gerichtsgebäude selbst. Diese werden von drei unterschiedlichen historischen Standorten aus beleuchtet: vor der Verlegung von RAF-Mitgliedern nach Stammheim, während der Haft- und Prozesszeit und schließlich während des »Deutschen Herbstes«. Bergstermann kann hier zunächst zeigen, dass durch die Debatten um eine »Humanisierung des Strafvollzugs« einerseits – angetrieben von zahlreichen Gefängnisanklagen – und der in den 1960er Jahren verstärkt propagierten »Demokratisierung des Strafrechts« andererseits Stammheim als erster Gefängnisneubau der Bundesrepublik zum Idealtyp des »Reformgefängnisses« wurde. Gleichwohl erlahmte der Reformeifer am Ende des Jahrzehnts wieder. Durch Überbelegung und Geldmangel verschlechterten sich die Zustände in Stammheim so sehr, dass es schon bald Kritik am vormaligen Mustergefängnis gab.

Zum eigentlichen Politikum wurde Stammheim jedoch erst ab 1975 als es zum Haft- und Gerichtsort der RAF-Führungskader avancierte. Deren Haftbedingungen waren bereits in den Jahren 1972 bis 1974 Gegenstand einer hitzigen öffentlichen Debatte geworden. Bergstermann knüpft hier an Studien von Martin Jander und Gisela

Diewald-Kerkmann an, wenn sie feststellt, dass in der Zeit »vor Stammheim« inhaftierte RAF-Mitglieder verschärften Bedingungen unterworfen gewesen seien. Hier sei es der RAF aus den Gefängnissen heraus – vor allem mit Hilfe ihrer Anwälte – gelungen, über die Begriffe »Vernichtungshaft« und »Isolationsfolter« die Debatte wesentlich zu prägen. So habe die RAF binnen kürzester Zeit im Diskurs der Linken Vorstellungen über die Haftbedingungen erzeugt, die den Staat in die Defensive brachten. Ergebnis war bekanntlich ein beispielloses System von Privilegien für die inhaftierten RAF-Kader in Stammheim, das bereits zeitgenössisch massive Kritik hervorrief. Fraglich blieb bislang, wer dieses System initiierte und welche Motive dahinter standen. Bergstermann kann nun eindrücklich zeigen, dass nicht allein der dem Stammheimer Prozess vorsitzende Richter Theodor Prinzing ein treibender Faktor für die Privilegierung der RAF-Kader war (er erhoffte sich im Gegenzug höchstwahrscheinlich ein kooperatives Verhalten »seiner« Angeklagten), sondern vielmehr ein komplexes Beziehungsgeflecht von Akteuren, Institutionen und Interessen zum Tragen kam. Insbesondere die Rolle des Anstaltsarztes, der für viele der Zugeständnisse verantwortlich zeichnete – und dessen Motive sich kaum erschließen lassen – war bislang nicht bekannt. Zudem kann Bergstermann belegen, dass Stammheim kaum für die Aufnahme der »besonderen« Gefangenen umgestaltet wurde. Von einem Hochsicherheitstrakt konnte keine Rede sein, wie sich besonders im Herbst 1977 zeigte. Allerdings kann Bergstermann zeigen, dass allen Beteiligten der Mythos vom Hochsicherheitstrakt gelegen kam.

Den Vorgängen während des »Deutschen Herbstes« widmet Bergstermann ein eigenes Kapitel. Freilich kann auch sie nur auf zahlreiche Widersprüche und offene Fragen hinweisen. Denn obwohl ihr neues Material zugänglich war, bleibt insbesondere die Rolle der Geheimdienste eine große Unbekannte. Dass zum Teil mehrere Dienste parallel in

Stammheim operierten, ist für Bergstermann unzweifelhaft. Sie äußert in diesem Zusammenhang die plausible Vermutung, dass die teils eklatanten Sicherheitslücken auch ganz bewusst geschaffen worden sein könnten, um das Agieren der Dienste zu ermöglichen. Das würde auch die zentrale These Stefan Austs vom »Selbstmord unter staatlicher Aufsicht« stützen. Zu Recht bezeichnet die Autorin die behördliche Ermittlungsarbeit als nicht ergebnisoffen und fehlerhaft. Auch wenn sie keine Zweifel am Selbstmord der Gefangenen hegt, hält sie die offizielle Version der Tathergänge für wenig überzeugend. Darin ist ihr zweifellos zuzustimmen. Nur vereinzelt erscheint die Darstellung unfreiwillig einseitig – wenn sie etwa berechtigterweise auf Ungereimtheiten in den Aussagen des Kronzeugen Volker Speitel hinweist, ohne aber zugleich deutlich zu machen, dass zentrale Punkte (etwa zu Waffenverstecken) sich als stichhaltig erwiesen haben. Auch ist Bergstermann zuzustimmen, wenn sie feststellt, dass es vor allem das Versagen der staatlichen Instanzen bei der Aufdeckung der zahlreichen Widersprüche war, das den »Mythos vom Gefangenenmord« gedeihen ließ. Interessante Quellenfunde stützen diese These: So hatte etwa die Staatsicherheit der DDR eigene Ermittlungen zu den Vorgängen angestellt und keine Anhaltspunkte für die »Mordthese« gefunden.

Das abschließende diskursanalytische Kapitel fällt demgegenüber enttäuschend aus. Nicht nur sind viele Redundanzen vorhanden, auch scheint die Analyse zu statisch und pauschalisierend, wenn etwa von »der Strategie der Boulevardmedien« die Rede ist und *de facto* nur einige Berichte der *BILD* gemeint sind. Hier erfährt man nichts, was nicht schon zuvor oder andernorts bemerkt worden wäre.

Insgesamt besticht das Werk durch eine beeindruckende Quellengrundlage. Schwächen sind dagegen bei der Auswertung von Forschungsliteratur zu bemerken. Wenn etwa behauptet wird, eine wissenschaftliche Analyse der Haftsituation der ersten RAF-Ge-

neration fehle vollkommen, so ist das nicht nachvollziehbar. Zudem ist bereits 2014 eine umfangreiche Studie von Petra Terhoeven vorgelegt worden, aus der sich zu einigen Themen, wie etwa dem Sartre-Besuch, der Strategie der Anwälte oder der Stammheim-Rezeption im Ausland wichtige Ergänzungen ergeben hätten. Ebenso hätte sich eine abschließende Einordnung der Erkenntnisse in größere Forschungsdiskussionen wie etwa zur »Liberalisierung« beziehungsweise »Westernisierung« der Bundesrepublik in den 1960er Jahren angeboten. Gerade Praktiker des Strafvollzugs monierten vielfach, dass »nach Stammheim« ein Sicherheitsdenken in die Praxis Einzug gehalten habe, das den Tendenzen zur Humanisierung entgegenliefe. Wirkliche »Hochsicherheitstrakte« wurden schließlich erst in den 1980er Jahren gebaut. Dazu hätte man sich ein paar Überlegungen in Bergstermanns ansonsten sehr erhellender Studie gewünscht.

FLORIAN JESSENSKY (GÖTTINGEN)

**I29**